



Novelle von M. Scheyer



Als ich ihn auf dem Wege von Hyères nach Costebelle begegnete, erkannte ich ihn im ersten Augenblick nicht wieder. den Ingenieur André Coubertin. Aber unwillkürlich mußte ich in dieses Gesicht starren, weil es das Antlitz eines Gezeichneten war, gestempelt mit dem Siegel eines furchtbaren Schicksals, eines Schicksals ohne Trost und ohne Rettung. Dann, später erst, im grellen Aufblitzen der Erinnerung, wußte ich: André Coubertin, französischer Mineningenieur, derselbe Coubertin, mit dem ich vor soundso viel Jahren eine Schiffskabine auf dem „Pierre Loti“ der Messageries Maritimes von Marseille bis Bombay geteilt hatte. Ich war damals in Bombay geblieben, während Coubertin nach Batavia weiterging: kaum dreißig Jahre alt und bereits leitender Ingenieur einer großen Aktiengesellschaft, eine märchenhafte Karriere, eine märchenhafte Zukunft.

Es gibt Menschen, die man aus den Augen verliert, jahrelang denkt man nicht mehr an sie, spricht ihren Namen nicht aus, aber man vergißt sie nicht: Menschen, die gesichert und unbeschwert in der Welt stehen, die keinen Zweifel, kein Zögern und keine Schwäche kennen. Wir anderen suchen, tappen, straucheln, schrecken zurück, aber ihnen, ihnen scheint der magische Schlüssel zum Leben in die Hände gelegt, frei und unbeirrt ziehen sie an unserem schweren und verworrenen Dasein vorüber und lassen in der Erinnerung etwas wie eine silberne leuchtende Spur von bejahender Lebensfreude und Gesundheit zurück.

So war Coubertin. Sein Name ist mir im Laufe der Jahre fast entfallen, aber sein Bild blieb immer irgendwo in einem Schacht meines Unterbewußtseins gefangen.



Illustriert von ITE

Wie deutlich sehe ich jetzt das einstige Ich dieses Menschen wieder vor mir, seinen hellen, gleichsam durchsichtigen Optimismus, sein genießerisches Hingebensein an den Augenblick, den frischen, beschwingten Klang seines Lachens, das stark und leuchtend wie ein junger nordischer Vogel in die erschlaffende tropische Nacht des Indischen Ozeans hinausflatterte... Nicht ein Leben, zehn Leben schienen in dem ehernen Block dieses Körpers aufgespeichert, in dem Triumph dieser sieghaften Augen, in dem blendenden Email dieses Gebisses: Gebiß eines Jägers, der täglich von neuem alles Leben wie ein Tier erbeutet, ein Tier, dem er die Zähne in die Gurgel schlägt, um das Blut noch rauchend heiß aus der Wunde zu schlürfen.

Die Frauen... Wie verrückt waren sie hinter Coubertin her. Selbst die Seekranheit, die sonst so gründlich von allen Sentimentalitäten und aller Romantik heilt, selbst dieses mächtigste aller Gegengifte vermochte nicht den Zauber zu paralysieren, den Coubertin auf die Weiblichkeit an Bord ausübte. Er war sich dessen auch bewußt, ohne Blasiertheit, aber auch ohne falsche Bescheidenheit. Alle hätten sie von ihm geliebt sein wollen, er nahm es zur Kenntnis, und alle behandelte er mit der gleichen drolligen und etwas ironischen Zärtlichkeit, etwa wie man Kinder behandelt, mit denen man von Zeit zu Zeit frohen Unsinn treibt. Coubertin war es nicht gewohnt, zu werben, lange Wege um eine Frau zu gehen; er nahm sie höchstens ein kleines Stückchen Weges mit: solange sie ihn nicht störten. Mehr nicht. Liebe: das war für ihn etwas, das man zwischen einem Tag voll Arbeit und einem Abend voll guten Bordeaux zu verschenken hat.

So war André Coubertin damals.

Heute ist von jenem Coubertin nichts übriggeblieben als das ausgebrannte, morsche Gerüst eines Körpers. Innerhalb dieses Gerüsts scheint alles eingestürzt, verkohlt, in Trümmer geschlagen.

Sein Gesicht: kaum mehr das Gesicht eines Lebenden; eine schauerhafte Maske mit tiefen, schattigen Höhlen und zersprungenen, seltsam verzerrten Zügen. Jenes